













# Unterhaltungsblatt

## „Merseburger Korrespondent“

Neueste Nachrichten für Stadt und Kreis Merseburg

(Wöchentliche Beilage).

Nr. 8

Merseburg, 17. Mai

1919

### Aus dem Dunkel.

Roman von Reinhold Ortmann.

7. Fortsetzung.

„Sie trafen mich recht hart. Was soll ich Ihnen denn nun erwidern? Ist es nicht die häßlichste Unanständigkeit, deren Sie mich da auf eine rücksichtslos verschleierte Art beschuldigen? Wie könnte es Ihnen ohne trauesten Unmut von unserer Seite in diesem Hause jemals an den herzlichsten Sympathien fehlen — Ihnen, dem meine arme Mutter in ihrer schweren Leidenszeit so unendlich viel zu danken hatte? Wenn Sie wünschen, daß ich Sie wegen meines Benehmens ausdrücklich um Verzeihung bitte —“

„Welcher Gedanke! Kennen Sie mich denn wirklich noch so wenig, Fräulein Traute, daß Sie mir eine demütigende Entschuldigung anbieten wie einem in seiner kleinlichen Eitelkeit getränkten Narren? Ich würde den Verlust Ihres Vertrauens mit tiefstem Schmerz empfinden, aber ich würde ihn hingenommen haben wie etwas, das ich wohl durch ein mir unbemerktes Verschulden verdient haben muß. Und alles, was ich jetzt von Ihnen erbitte, ist eine aufrichtige Erklärung, ob und wann ich mir durch mein Betragen Ihr Mißfallen zugezogen habe.“

Traute machte eine Geste der Verneinung; aber ihre Augen wanderten sehnsüchtig zu der Tür, durch die Risy wieder eintreten mußte.

„Es ist nicht derartiges geschehen, Herr Doktor! Und nie ist es mir in den Sinn gekommen, daß Sie meinem Verhalten gegen Sie solche Deutung geben könnten. Ist Ihnen das noch immer nicht genug?“

„Es muß mir wohl genug sein bis zu der Stunde, da Sie selbst das Verlangen fühlten, mir als Ihrem vielleicht besten und zuverlässigsten Freunde Ihr Herz auszusühten. Ich werde geduldig dieses Tages harren, Fräulein Traute — und immer, zu jeder Stunde und in jeder Lage, wo Sie eines Beistandes bedürfen, werde ich mit allem, was ich vermag und beizie, zu Ihrer Verfügung sein.“

Ein Klang von schauspielerschem Pathos war in seinen Worten und etwas Theatralisches auch in der Geste, mit der er die rechte Hand auf seine Brust legte. Aber um des Gegenfases willen, in dem sie zu seinem gewöhnlichen kühlen, fast lautiſchen Wesen stand, konnte die empatische Beteuerung auf ein eindrucksfähiges Mädchengemüt ihre Wirkung nicht verfehlen. Hatte ihn Traute für einen Moment, wie in verständnislosem Erstaunen angefaßt, so reichte sie ihm doch im nächsten, einem Gefühl des Ergriffenseins nachgebend, die Hand.

„Ich glaube Ihnen, daß Sie es gut meinen. Und wenn ich je eines Freundes bedürfen sollte, werde ich mich gewiß an Ihre Worte erinnern. Aber von meiner Nervosität sprechen wir vorläufig nicht weiter — nicht wahr? Ich hatte in letzter Zeit einige Aufregungen, die mich ein wenig mitgenommen haben mögen. Aber Sie dürfen sich nicht scheuen, daß ich es durch bloße Kraft des Willens überwinde.“

Römbild hatte, ohne daß sie es hinderte, ihre Hand an seine Lippen geführt, und nun sagte er in jäh verändertem, leichtem Konversationston:

„Nun, wir wollen es abwarten. — Und jetzt reden wir also von etwas anderem — von der entzückenden Toilette zum Beispiel, mit der Sie gestern abend die gesamte übrige Weiblichkeit in den Schatten gestellt haben. Ich glaube bisher nur ein einzigesmal eine Seidenrobe von dieser eigenartigen Farbe und von so wundervollem Lufte gesehen zu haben.“

Traute, die sichtlich froh war, daß er auf ein so unerbägliches Thema übergesprungen war, lächelte ein wenig.

„Und auch dies eine Mal haben Sie sich getäuscht, Herr Doktor! Das Kleid, das ich gestern trug, existiert in ganz Berlin und wahrscheinlich in ganz Europa nicht zum zweitenmal. Ein Freund meines Vaters hat den Stoff aus China mitgebracht. Er war ursprünglich das Geschenk der verstorbenen Kaiserin-Witwe an die Gattin eines Diplomaten, und weitere Stücke davon sind nach der Versicherung des sehr glaubwürdigen Herrn niemals in den Handel gekommen.“

„Wertwüchsig! Und doch hätte ich bis zu diesem Augenblick darauf geschworen, daß mir dieselbe oder doch eine ganz ähnliche Toilette schon einmal zu Gesicht gekommen sei. Aber vielleicht sind Sie selbst es

gewesen, die ich darin gesehen habe, ohne daß ich mich des Wann und Wo zu erinnern vermöchte.“

„Nein, das war ganz gewiß nicht der Fall. Denn ich trug die eben erst fertiggestellte Robe gestern abend zum erstenmal.“

Doktor Römbild sah ihr eine Sekunde lang so scharf in die Augen, daß Traute sich von dem forschenden Blick offenbar verwirrt fühlte. Dann aber veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes und er sagte leichthin:

„Es war also ein Irrtum, wie er in solchen Dingen so wenig sachverständigen Männern leicht genug widerfährt. Aber da wir einmal von dem Glanz Ihrer gestrigen Erscheinung reden: wissen Sie, was mir und anderen daran ganz besonders aufgefallen ist?“

„Nun?“

„Der mit Saphiren besetzte Doppelreiß, den Sie als Armband trugen. Wenn Sie mir von diesem sagten, daß er nur ein einzigesmal existiert, so würde ich es ohne weiteres glauben. Schmuckstücke in solcher Fassung werden heute wohl kaum noch angefertigt.“

„Nein. Das Armband ist auch ein Erbstück und sehr alt. Aber wie sonderbar, daß auch Sie sich so lebhaft dafür interessieren!“

„Ich bin also nicht mehr der erste, der des Armbandes gegen Sie Erwähnung tut? Wer hat es denn schon vor mir getan?“

„O, ich weiß nicht — wenn ich mich recht entsinne, war es Herr Doktor Roggenbach, der mich um die Herkunft des Schmucks befragte.“

„Ah, Herr Doktor Roggenbach! Das ist doch der fruchtgebundene Privatdozent, nicht wahr, den mir Ihr Vater als den Sohn eines alten Freundes vorstellte?“

Die spöttische Geringschätzung klang so unerbittlich, dem Ton seiner Frage, daß Traute unangenehm überrascht aufblinzelte.

„Allerdings — derselbe. Ein Herr, der uns Besuch gemacht hat, und dem Sie voraussichtlich des öfteren hier begegnen werden, Herr Doktor!“

„Darf ich fragen, wie er Ihnen gefällt?“

„So wenig war Traute auf die indistrete Frage vorbereitet gewesen, daß sie errötete und ihre Besangenheit kaum zu verbergen vermochte.“

„Ich habe Herrn Roggenbach bisher nur zweimal flüchtig gesprochen, und ich urteile nicht gern auf Grund einer so kurzen Bekanntschaft.“

„Ich würde mir auch nicht herausgenommen haben, ein solches Urteil von Ihnen zu verlangen, wenn ich nicht einige Ursache hätte, Sie vor diesem Herrn — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, denn ich möchte ja nicht eigentlich sagen: zu warnen.“

„Das wäre auch in der Tat recht seltsam, denn ich wüßte nicht, wie ich mir eine solche Warnung erklären sollte.“

„Sie dürfen mich nicht mißverstehen. Ich weiß von den Charaktereigenschaften wie von den persönlichen Verhältnissen des Herrn so gut wie nichts, und seine Person ist mir natürlich vollkommen gleichgültig. Aber unereins sieht, ohne es zu wollen, immer mit dem Auge des Arztes, und als Ihr Freund halte ich es für meine Pflicht, offen auszusprechen, daß mir der Herr Doktor Roggenbach als geistig nicht ganz — nun, sagen wir: nicht ganz vollwertig erschienen ist.“

„Oh!“ protestierte Traute lebhaft. „Das war ganz gewiß der Eindruck nicht, den ich von der Unterhaltung mit ihm empfing.“

„Er redet sehr vernünftig — gewiß! Aber er tut es leider nicht immer. Ich zum Beispiel habe Gelegenheit gehabt, so seltsame und befremdliche Dinge aus seinem Munde zu vernehmen, daß ich im Punkte der geistigen Gesundheit für seine Zukunft einigermaßen besorgt bin. Jedenfalls gehört er zu den Leuten, bei denen man in jedem Augenblick auf ganz unerwartbare und vielleicht sehr unliebbare Überraschungen gefaßt sein muß. Ich kann mich darüber nicht gut des näheren ansprechen, und wenn er, wie Sie sagen, ein häufiger Gast Ihres Hauses sein wird, müssen Sie ja auch bald genau selbst bemerken, wie es um ihn bestellt ist.“

Traute sah tief bestürzt aus. Es schien, als hätte sie noch eine Frage auf den Lippen; aber es mochte ihr an Mut oder den rechten Worten fehlen, sie anzuhängen.

Und nun wurde auch Lissy's beste Stimme in dem Nebenraum vernommen. Sie sprach und lachte so laut, daß man beinahe hätte glauben können, es sei ihr darum zu tun, ihren Eintritt vorher anzukündigen. Erst eine Minute später, während deren Doktor Römhild schon wieder begonnen hatte, von etwas anderem zu sprechen, erschien sie auf der Schwelle.

„Ach, das war ein schweres Stück Arbeit! Weißt du, wer der bringende Besucher war, Traute? Ein Reisender für ein Damenwäsche-Geschäft. Ich habe hundert diplomatische Kniffe anwenden müssen, um ihn ohne eine Bestellung los zu werden.“

Traute antwortete nicht; Doktor Römhild aber befragte seine Uhr und beachtete ein kleines Erschrecken.

„Gimm! Wie soll ich meine Visitentour jetzt noch bewältigen! Verzehung, meine Damen, wenn ich ganz formlos aufbreche. Ich wünsche von Herzen besten Erfolgs für die Kur, die Sie sich selbst verordnet haben, bereites gnädiges Fräulein!“

Sie reichten ihm beide die Hand und er entfernte sich rasch. Sobald er aus dem Zimmer war, lehnte sich Traute in unverhüllter Erregung gegen ihre Freundin.

„Warum hast du diesen Geschäftsreisenden nicht ohne weiteres fortgeschickt? Ich hätte dich doch so dringend gebeten, mich nicht mit Doktor Römhild allein zu lassen.“

Lissy setzte eine allerliebste Schmolliene auf.

„Verdunst doch einmal selber mit einem „Commis voyageur“ vom reinsten Wasser so im Sandbündchen fertig zu werden. Und außerdem — deine Angst vor dem Doktor, Liebste, ist schon beinahe ein bißchen komisch. Hältst du ihn denn für gar so gefährlich?“

„Nein. Aber es fängt an, mir peinlich zu werden, daß er selbst sich dafür zu halten scheint. Sein Interesse geht neuerdings weiter, als es selbst für einen Hausarzt erlaubt und schicklich ist.“

„Nun, und wenn es so wäre! Daß er dir ein bißchen die Cour schneidet, dünkt mich weniger verwunderlich, als mir das Gegenteil vorkommen würde. Und der Stelbiste unter deinen Verehrern ist er doch sicherlich nicht.“

„Daß du doch alles als übermütigen Scherz behandeln mußt, Lissy! Aber manche Dinge ist wirklich kaum mit dir zu reden.“

„Da habe ich mal wieder meinen Teil. Ich werde mir Mühe geben, mich zu bessern, mein gnädiges Fräulein! Haben gnädiges Fräulein für mich sonst noch Befehle?“

Traute legte den Arm um ihre Schultern und zog sie neben sich auf das Sofa nieder. Ihr schönes Gesicht aber blieb unveränderlich ernst.

„Sage mir aufrichtig, liebes Herz, ist dir an dem Herrn Doktor Roggenbach etwas Besonderes aufgefallen? Ich meine, etwas, das ihn von anderen, von — geistig normalen Menschen unterscheidet?“

Lissy runzelte die Stirn wie in angestrengtem Nachsinnen.

„Wart' einmal. Es ist gar nicht unmöglich, daß ich etwas Bergeartiges bemerkt habe. Aber es fällt mir nicht gleich ein, was es gewesen sein kann. Er ist also verrückt?“

„Hui! Wie magst du auch nur im Scherz ein solches Wort aussprechen. Meinem Gefühl nach kann niemand bei besserem und gesünderem Verstande sein als er. Die vermeintlichen Sonderbarkeiten seines Benehmens, die Doktor Römhild beobachtet haben will, würden sich gewiß auf sehr natürliche Weise erklären, wenn man ihre Beweggründe kenne.“

„Na, in dieser Hinsicht würde ich mich doch lieber unbedingt auf Doktor Römhild verlassen. Der sagt gewiß nichts, was er nicht verantworten kann. Und wie ich über den Herrn Privatdozenten denke, habe ich ja schon vorhin zu verstehen gegeben.“

Traute ließ den Arm herabgleiten und stand auf.

„Es ist beinahe als ob ihr alle euch gegen ihn verschworen hättet. Aber es ja Vorheit, daß wir uns soviel mit ihm beschäftigen. Laß uns nicht mehr von ihm sprechen.“

\*

Die Studenten, die während der ersten Vorlesungen des jungen Privatdozenten voll aufrichtiger Bewunderung gewesen waren für die Klarheit und Schärfe seines Gedankenganges wie für die schwingvolle Verehrtheit seines Vortrages, wechselten an diesem Vortrage mehr als einmal Blicke der Verwunderung und des Verleumdens. Denn Doktor Roggenbach schien wie ausgewechselt. Er war unruhig und zerstreut, die Worte flossen ihm erschütternd nur unter großen Mühen zu, und oft genug war er in Gefahr, den Faden der Darstellung ganz zu verlieren. Sein blaßes, übernächtiges Aussehen mühte vermuten lassen, daß ein körperliches Unwohlsein diese geistige Indisposition verursachte, und die Hörer wurden in dieser Annahme bestärkt, als der Dozent mit einigen Worten der Entschuldigung das Kolleg schon eine Viertelstunde vor der angelegten Zeit abbrach.

In Wahrheit fühlte sich Roggenbach körperlich vollkommen wohl, und er war voll Unwillen gegen sich selbst, daß es seiner Energie nicht gelang, die anälenden und verwirrenden Gedanken zu bannen, die ihn immer und immer wieder von der beruflichen Geistesarbeit abzogen. Aber es war und blieb ein vergebliches Bemühen. Die Entbedung vom gestrigen Abend ließ ihm keine Ruhe, und alles grübelnde Kopfschmerzen brachte ihn nicht aus dem Chaos peiniger Zweifel heraus.

Während er in der Stille der schlaflosen Nacht sein Erlebnis überdachte, hatte er sich umsonst stets aufs neue wiederholt, daß alle diese Dinge ihm doch im Grunde gleichgültig sein könnten. Es brauchte ihn ja in der Tat sehr wenig zu kümmern, ob zwischen dem verstorbenen Weiersdorf und der Familie des Bankdirektors Falkenhayn irgendwelche geheimnisvollen Beziehungen bestanden hatten und die räthelhaften nächtliche Besucherin des Sterbenden oder Toten Fräulein Traute Falkenhayn oder irgend eine andere gewesen war. Ohne den Zufall, der ihn für wenige Stunden mit den Schicksalen jenes wunderlichen Menschen in Berührung gebracht, würden ihm derartige

Fragen so bedeutungslos gewesen sein, wie irgend ein Ereignis aus der anderen Hälfte der Erdkugel. Und welche Notwendigkeit lag denn eigentlich jetzt für ihn vor, sich damit zu befassen? Die Ärzte wie Behörden hatten in den Umständen, unter denen Franz Weiersdorf gestorben war, nichts Auffälliges oder Verdächtigtes gefunden; niemand hatte seiner Mitteilung von dem geisterhaften Erscheinen der Unbekannten und von dem unerklärlichen Verschwinden der beiden Gegenstände auch nur die geringste Bedeutung beigegeben. Nach der Überzeugung derer, die berufen waren, darüber zu entscheiden, war der Mann eines natürlichen Todes gestorben, und es schien ganz belanglos, ob bei seinem Tode jemand zugegen gewesen war oder nicht. Warum in aller Welt konnte nicht auch er sich damit zufriedig geben? Nur deshalb nicht, weil es Traute Falkenhayn war, die er für jene Besucherin halten mußte? Was gingen ihn diese junge Dame und ihre Geheimnisse an? Warum waren mit einem Male alle die hundertfältigen Interessen, die ihn noch gestern beschäftigt hatten, samt und sonders zurückgetreten vor dem einzigen, brennenden und zehrenden Wunsche, Klarheit in das Dunkel dieser Angelegenheit zu bringen, die doch ganz und gar nicht seine eigene war? Wenn er nun wirklich die Gewißheit erhielt, daß er das Opfer einer Sinesestäuchung oder der wunderbarsten aller zufälligen Ähnlichkeiten geworden, was war damit für ihn gewonnen? Und wenn es ihm gelang, sich einen vollständigen, unabweisbaren Beweis dafür zu verschaffen, daß es in Wahrheit Traute Falkenhayn gewesen war, die er am Sterbelager Weiersdorfs gesehen, was sollte er dann mit seiner Entdeckung beginnen? Sollte er vielleicht die Tochter des millionenreichen Bankdirektors beschuldigen, einen unter dem Dache hausenden armen Teufel in seiner Todesstunde befohlen zu haben? Hätte er auch nur für die Dauer einer einzigen Sekunde selbst in den allergeringsten Tiefen seines Herzens einem so wahnwitzigen Gedanken Raum gewähren können?

Nein und tausendmal nein! Er hätte verrückt sein müssen, um dergleichen für denkbar zu halten. Wozu darum all diese martierende Dual? Die junge Dame war ihm so gut wie fremd, und seine Beziehungen zu ihrem Vater waren so oberflächlicher Natur, daß ihre Lösung niemanden irgend welche Verlegenheiten bereitet hätte. Er hatte nicht den mindesten Anlaß, den freiwilligen Detektiv zu spielen, und er konnte über das ganze Erlebnis hinweggehen wie über eine unnothige Episode.

So sprach sein Verstand; aber sein Herz sprach anders. Der Schatten, der seit dem gestrigen Abend für ihn auf das leuchtende Bild dieses Mädchens gefallen war, bereitete ihm einen Schmerz, wie er brennender seit langem keinen empfunden, und er war so erfüllt von einer heißen Sehnsucht, sie davon befreit zu wissen, daß alle nüchternen Vernunftgründe nur dazu dienten, ihn die Pein seines augenblicklichen Zustandes desto tiefer fühlen zu lassen.

Von Dr. Römhild erhoffte er nach der gestrigen Unterredung für seine Aufklärungsbestrebungen keine Hilfe mehr. Der Mann war eben felsenfest überzeugt, daß seine angeblichen Wahrnehmungen nichts als Wahngestirbe gewesen seien, und seine spöttische, überlegene, unsympathische Art war zu sehr wenig danach angetan, Erich Roggenbach zu weiterem Meinungswechsel zu ermutigen. Nur auf den eigenen Scharfsinn oder auf den Beistand eines gnädigen Zufalls konnte er seine Hoffnungen setzen, und er hatte vor der Hand ebenso wenig Vertrauen in den einen wie in den andern.

Die Dunkelheit war längst hereingebrochen, als er an diesem Abend seine Wohnung verließ, um in einem unfern gelegenen Weinrestaurant des Tiergartenviertels das Abendessen einzunehmen. In kurzer Entfernung von seinem Hause ging ein elegant gekleideter Herr an ihm vorüber, der ihm lebendig deswillen aufblickte, weil er ihn während der letzten Tage schon wiederholt auf der Schillerstraße gesehen zu haben glaubte. Es war ein Mann von kaum mittelgroßer, fast dumfächtiger Gestalt und von auffallend bräunlicher Farbe des schmalen, funkelbärtigen Gesichts. Jedemal, wenn er ihm begegnete war — es mochte bisher zwei- oder dreimal geschehen sein — hatte Erich die Empfindung gehabt, daß der andere ihn scharf fixiere. Aber er hatte dieser Neugier eines Unbekannten bei den früheren Anlässen ebenso wenig Bedeutung beigelegt, wie er es in diesem Augenblick that.

Zu Fuß legte er den verhältnismäßig kurzen Weg zurück und ließ sich im Hauptraum des vielbesuchten Restaurants an einem der wenigen noch unbesetzten Tische nieder.

Eben hatte ihm der Kellner den Wein und das bestellte Gericht gebracht, als der höfliche Klang einer Männerstimme den Doktor aufblicken machte.

„Sie verzeihen, mein Herr! Ist es gestattet, hier Platz zu nehmen?“

Erich war auf das Höchste überrascht, denn der mit etwas fremdartigem Tonfall diese Worte gesprochen, war kein anderer als der schwächliche, dunkelbärtige Herr, mit dem seine Gedanken sich vorhin für die Dauer einiger Sekunden beschäftigt hatten. Und gleichzeitig hatte er in diesem Moment die untrügliche Empfindung, daß er diesem Menschen auch schon an anderer Stelle begegnet sein, daß er bereits irgendetwas mit ihm gesprochen haben müßte.

„Bitte!“ erwiderte er ziemlich kurz. Denn in der Erscheinung des Mannes war durchaus nichts, das ein besonders lebhaftes Verlangen nach seiner Gesellschaft hätte nachrufen können. Er war nicht eigentlich häßlich, aber die aus dem mageren, gelbbraunlichen Gesicht scharf hervortretenden Wadenknochen und die kleinen unruhigen Augen, die entweder ziellos umhergeschweiften oder sich mit stechendem Blick auf einen Punkt besteten, machten seine Physiognomie für Erich dennoch zu einer unangenehmen und beinahe widerwärtigen.

So wenig ermutigend die Erlaubnis geltung haben mochte, für den Fremden war sie doch Legitimation genug zur sofortigen Weiterführung des Gesprächs.

„Sie gestatten, daß ich mich vorstelle“, sagte er, indem er Erich gegenüber Platz nahm. „Georg Feinik! — Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich das erst jetzt nachhole. Sie werden sich ja vielleicht erinnern, Herr Doktor, daß wir einander nicht mehr ganz fremd sind.“

(Fortsetzung folgt.)

# Das Geleit.

Erzählung von Colliu Noth.

Mit Anbruch der Dunkelheit flaute das Schießen ab. Nur ab und zu bellte ein Schuß, wenn ein Posten etwas Verdächtiges bemerkte, oder ratterte ein Maschinengewehr an den Ausgängen des von den Regimentsstruppen besetzten Stadtteils.

In allen Straßen standen Posten, auf deren Stahlhelmen das Licht der Gaslaternen matt blinkte. Dahinter gähnten schwarz und öde die menschenleeren Straßen. Die Säuberung und Wassenluche in dem besetzten Stadtteil hatte begonnen. Niemand durfte heraus, niemand herein.

Mit den Posten unterhandeln einige verspätete Zivilisten, die trotz des Verbotes zu passieren hoffen. Ausweis-papiere werden geprüft. Abweisendes Kopfschütteln.

„Aber ich muß doch durch.“

„Tut mir leid, strengstes Verbot.“

Meta Berger ist bisher bei allen Posten durchgekommen; sie hat feinen Ausweis bei sich, aber ihre fliehenden Augen halfen ihr überall durch.

Was macht Hänchen? Sie wollte heute morgen ja nicht fortgehen, aber sie muß ins Geschäft; wovon sollen sie und das Kind denn leben? Und kaum lag sie im Kontor, da fing die Schieberei an.

Die einsamen Straßen wirken in der ungewohnten Leere fremd und gespenstisch. Im eiligen Lauf gleitet sie fast aus. Eine dunkle Lache: Blut.

Eine letzte Postenperre. Quer über die Straße ist Stachelbrant gezogen. Über den Platz hinüber, an der nächsten Ecke wohnt sie. Aber der Posten ist unerbittlich. Strengster Befehl, nach sieben Uhr abends darf niemand mehr durch.

Sie fleht und bittet. Der Wachkommandant wird gerufen, ein junger Leutnant, bleich und hohlhängig. Acht Tage währt bereits der Straßenkampf.

„Aber Herr Leutnant, ich muß doch durch; mein Kind ist allein zu Hause.“

„Ich darf nicht. Niemand darf passieren.“

„Aber ich muß. Soll mein Kind sterben?“

Das Maschinengewehr jenseits des Platzes rasselte plötzlich los. Die Frau hat mit beiden Händen den Arm des Offiziers um klammert.

„Lassen Sie mich.“

„Ich handle gegen meinen Befehl, aber kommen Sie.“ Seine Stimme ist heiser.

Sie gehen über den Platz. Glascherben knirschen unter ihren Füßen. Die zerbrochenen Leitungsdrahte der Straßenbahn hängen wie abgeschossene Schlangen von den Masten schlaff herab. Mit blauer

flingender Flamme brennt das Gas aus einem dreiarmligen Kandelaber, den ein Granatsplitterausgerissen.

„Hier wohn' ich gleich, Herr Leutnant. Sie müssen mir doch glauben.“

„Vor ein paar Tagen kam eine Frau mit dem gleichen Anliegen. Wir erwiderten sie später; sie hatte Zeichnungen unserer Geschäftsaufstellungen bei sich.“

Als das Dreijährige der Mutter weinend entgegenlief und die Armdchen um ihren Hals legte, wandte sich der Offizier zum Gehen. Erwas in ihm schluchzte auf. Durch die zerplitterten Scheiben fiel sein Blick auf das gegenüberliegende Haus. Eine schwere Mine hatte es vom Dach bis zum Keller zerstört.

Die Blicke der beiden trafen sich. Die Frau raffte ihr Kind auf und wollte zur Tür hinaus. Er führte sie sanft zurück.

„Bleiben Sie, es ist keine Gefahr mehr. Wir rücken noch heute nacht weiter vor.“ Und mit einem Blick auf das erbrochene Büffet: „Ich werde Ihnen was aus der Feldküche zu essen schicken; der Koch hat heute vormittag ja alles geküchelt.“

Die junge Frau streichelte zaghaft seinen Arm. „Sie sind so gut.“

„Nein lassen Sie, Sie sind es, die mir wohl tut. Glauben Sie, dieser Augenblick entschädigt für vieles. Ich bin noch nicht nach Hause gekommen. Vom Felde gleich in ein Freikorps eingetreten und jetzt in der Reichswehr. Es ist härter als im Krieg, viel härter. Von Stadt zu Stadt zu ziehen, immer als der Büttel, der mit Gewalt Ordnung macht. Auf die Volksgenossen schießen zu müssen. Abseht selbst die, für die man das alles auf sich genommen, sehen einen oft mißgünstig an. Gewiß, all die Hausdurchungen und Absperungen sind ja sehr un bequem und es ist manches räuberisches Schaf in unseren Reihen. Wie sollte es anders sein, bei der Schnelligkeit, mit der wir aufgestellt werden mußten. Allein, für uns ist es doch noch viel ärger, Tag für Tag in fremder Leute Rissen und Kassen nach Waffen wühlen zu müssen und immer das Elend und die Not des Bürgerkrieges vor Augen zu haben.“

Seine Schritte hielten über den einsamen Platz, als er zu seiner Wache zurückging. Die Frau sah ihm durch die zerbrochenen Scheiben nach. Dann brachte sie den Jungen zu Bett.

„Sei ruhig, Hänchen, weine nicht mehr; gleich kommt ein gutes Süßchen und dann schlaf, schlaf.“

Und mehr um das eigene wisklopfende Herz zu beruhigen, wiederholte sie immer fort: „Alles ist so gut, gar nichts kann mehr passieren, die Reichswehr ist ja da.“

Blöhhlich knatterten Equine los, gleich aufflatternden Vögeln. Mitten auf dem Platz brach der Offizier zusammen. Eines der Häuser war noch besetzt gewesen.

# Die arbeitende Generation.

Eine Phantasie von Alexander Moskowskii.

In dieser Geschichte geht es sehr seltsam zu, und ich bitte, mich nicht mit Fragen zu bestürmen, da ich beim besten Willen nicht imstande wäre, jede Einzelheit ausreichend zu erklären.

Die erste Merkwürdigkeit steht schon im Anfang: ich befand mich nämlich dieser Tage in Annaberg im sächsischen Erzgebirge. Wie und warum ich dorthin gelangt war? Lassen wir das auf sich beruhen. Genug, ich war da und beschäftigt die liebenswürdige Ditschalt. Dabei geriet ich an ein Denkmal, das dort einem bedeutenden Mitbürger zu Ehren steht: ein Bronzestandbild des berühmten Rechenmeisters Adam Riese, der vor Jahrhunderten in Annaberg gelebt und gewirkt hat.

Es war nach Mitternacht. Ich stand allein auf dem Platze, brauchte mich also nicht zu genieren, die Anrede, die ich auf dem Herzen hatte, laut loszulassen. „Ach, Meister Adam Riese“, so rief ich aus, „du könntest zwar besser rechnen, als irgend einer, allein wenn du heute lebstest, so würde ich dir ein Exempel aufgeben, dem auch du nicht gewachsen wärst; du könntest unmöglich ausrechnen, wann für die jammervolle Welt wieder bessere Tage anbrechen werden!“

Zweite Merkwürdigkeit, die schon aus Wunderbarste streifte: Adam Riese öffnete seine Bronzelippen und sagte vernehmlich: „Das Exempel ist gar nicht so schwer wie du es vermutest. Ich werde es dir augenblicklich ausrechnen. Und um das Resultat vorwegzunehmen: die glücklichen Zeiten werden erscheinen an dem Tage, da alle arbeitsfähigen Menschen sich entschließen werden, zu arbeiten.“

„Und wie willst du das ausrechnen, Meister Riese?“

„Ganz einfach. Die Sache ist im letzten Grunde eine Geldfrage, mithin der Berechnung zugänglich. Was ist Geld? Nichts anderes als Arbeit, die sich in Werte umsetzt. Ihr seid heute in Deutschland, Männlein und Weiblein vereint, fünfundvierzig Millionen Stimmberichtigte, mithin Arbeitsfähige. Was der Einzelmann an jedem Werkzeuge durch Arbeit leistet, schafft, hervorbringt, besitzt er ich höchst bescheiden mit fünf Mark durchschnittlich. Entschließt ihr euch alle sämtlich ohne Ausnahme, einen Tag lang richtig zu arbeiten, so habt

ihr dem Volksvermögen einen Zuwachs von 225 Millionen Mark geliefert.“

„Halt, Meister Riese, das muß ich mir notieren.“ Ich postierte mich neben eine Laterne, zog Notizbuch und Meißel und bat: „Bitte weiter in der Rechnung!“

„Die Sonntage sollt ihr ruhen“, ergänzte der Bronzemann, „und noch etliche Feiertage obendrein. Ich bewillige euch sogar Ferien, wenn nur im Jahr 250 unverfürgte Arbeitstage übrigbleiben. Vorläufiges Ergebnis: ein Jahresertrag von 56 Milliarden und 250 Millionen Mark. Davon ist abzuziehen was für Anschaffung von Rohstoffen ins Ausland flieht. Rechne ich dies noch so hoch, so bleiben mindestens 20 Milliarden Jahreswert im Lande. Das will jaagen im Laufe einer Menschengeneration von 30 Jahren leid ihr um 600 Milliarden reicher geworden.“

„Aber Herr Riese, davon wird doch viel verbraucht sein, für Lebenshaltung und Abgaben.“

„Freilich, mein Lieber, manches von dieser Summe flieht ja nur von einer Tasche in die andere. Und doch ist die von mir herausgerechnete Summe eine Realität. Was irgendwo verschwindet, kommt an anderer Stelle des Landes wieder zum Vorschein. Und nun vergleiche: unser Volksvermögen vor dem Kriege wurde auf 300 Milliarden Mark geschätzt. Arbeiten wir alle reißlos, wie es sich gehört, so werden wir allem Ungemach zum Trotz in einem Menschenalter wieder annähernd so wohlhabend sein wie in der gepriesenen Vorzeit.“

Ein Uhr schlug's.

Die metallenen Lippen des alten Herrn standen still.

Auf der Heimfahrt prüfte ich noch einmal die Notiz, die ich ihm nachgeschrieben hatte, es stimmte genau — nach Adam Riese. Zudem steht es ja bei uns, die Probe auf das Exempel zu machen: Arbeiten wir, dann wird diese Phantasie in die Wirklichkeit aufgehen, und sein fütrender Rest wird übrig bleiben!



# Gemeinnütziges.

## Obst- und Gartenbau.

### Spargelaufbewahrung.

Spargel muß kalt gerernt bzw. nach der Ernte sofort tief gefühlt werden. Dazu eignet sich am besten der Eisschrank, aber auch jeder kühle Keller. Bis zu 3 Tagen kann Spargel trocken-kalt ohne Nachteil aufbewahrt werden. Bei längerer Aufbewahrung muß man die nasse Aufbewahrung anwenden. Bis über 7 Tage aufzulagern ist nicht zu raten. Die Stangen nehmen dann einen strengen, muffigen, moderigen Geschmack an und färben sich rosa oder graublau.

Am besten durchführbar pflegt für die meisten Haushaltungen folgende Art zu sein: Man stellt im Keller eine geräumige Kiste ohne Deckel auf und behängt sie im Inneren mit dicken Säcken. Dann kommt eine 10–12 Zentimeter dicke Flußsandschicht hinein, die ständig reichlich feucht gehalten wird. In diese drückt man den gebündelten Spargel so tief mit den Schnittstellen ein, daß diese allseitig vom Sande umgeben und die Schnittflächen selbst mit Sand bedeckt sind. Die Säcke werden naß gehalten. Einige nasse Säcke werden als Abschlus über die Mitelöffnung gehängt. Hält man Sand und Säcke feucht, so herrscht in der Kiste stets eine feuchte und durch die Verdunstung auch kühle Luft. Kleinere Mengen schlägt man einfach in nasse Tücher. Muß man länger als 3 Tage aufbewahren, genügt obiges Verfahren aber nicht mehr. In diesem Falle legt man den gebündelten Spargel in kaltes Wasser, das man morgens und abends erneuert. Aber hierbei nimmt der Geschmack ab, während durch Wasseraufnahme das Gewicht um etwa 10 v. S. wächst.

Spargel muß stets auch verdunkelt aufbewahrt werden. Zum Einkochen in Gläser darf möglichst nur frisch und kühl gekochener oder wenigstens einige Stunden gekühlter Spargel verwendet werden.

## Landwirtschaft.

### Die Standweite der Futterrüben.

Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß der zu weite Stand der Futterrüben nicht nur keinen Vorteil einbringt, sondern im Gegenteil erheblichen Schaden verursacht. Die weit gestellten Rüben werden allerdings größer, d. h. ihr Volumen vergrößert sich durch Mehraufnahme von Wasser, aber der Gehalt, das ist die Trockensubstanz, und der mit dieser parallel laufende Zuckergehalt, bleibt zurück, was sich dann natürlich in den Nährwerten durch einen beträchtlichen Ausfall fund gibt. In 365 Zentimeter (14 Zoll) Reihenweite ausdrillen und auf 235 Zentimeter (9 Zoll) verziehen, ist nach vielen erhaltenden Versuchen am empfehlenswertesten. Schon daß auf einen Morgen sehr viel mehr Rüben gerernt werden, daß also der Saufen, um es einmal im Bilde vorzuführen, der vielen vielleicht 15 000 zählenden kleineren als der größeren nur 8000 Rüben eine größere Masse darstellt, sollte zu dem Entschluß führen, die erteilte Standweite zu bevorzugen. Aber auch das Fleisch dieser etwas kleineren Rüben ist ungleich fester, was darauf hindeutet, daß hier mehr Nährwertstoffe vorhanden sind. Wer sich einmal ausrechnen wollte, wie viel Wasser er mit weiträumigen, voluminöseren Rüben vom Acker abzuführen hat, der wird erstaunen und sich beeilen, seinen Reihenabstand entsprechend einzustellen.

### Eine Säffelmachine

ist für den Viehhalter ein so unentbehrliches Hilfsmittel, daß es unnötig ist, über die Frage des „Warum“ Worte zu verlieren. Wesentlich ist es aber, die Feststellung zu treffen, welche der vielen auf dem Markte befindlichen Maschinen ihrer Bauart und ihrer Arbeitsweise nach zur Anschaffung empfohlen werden können. Naturgemäß lassen sich nicht alle Modelle über einen Leisten schlagen, je nach Umfang des Betriebes oder der Größe der Landwirtschaft wird sich der Ankauf von Säffelmachines verschieden regeln und gerade bei Säffelmachines gibt es mehr Unterschiede für die verschiedenen Arten des Bedarfs, als im allgemeinen angenommen wird. Der kleine Bauer, der kleine Fuhrbetrieb mit wenigen Stüden Vieh und Pferden bleibt weiterhin wie bisher bei der zwar billigen, aber in der Arbeitsleistung nicht rationalen Hand-Säffelmachine, während für größere Stallungen bzw. für größere Erträge an Raufutter die Dampfsäffelmachines in Frage kommen. Diese letzteren sind in der Arbeitsweise am wirtschaftlichsten, denn sie können einfach beim Dreschen an die Drechselsäffelmachine angehängt werden und verdrängen den gesamten Strohetrag in der gleichen Zeit, in der ausgedroschen wird. Dies erspart nicht nur Arbeitszeit und Heizmaterial, da die Lokomobile nur einmal angehängt wird und doppelte Arbeit leistet, sondern auch Raum für das Aufbewahren des ausgedroschenen Strohs. Das aus der Maschine kommende Häfeln wird wie das gedroschene Getreide an der Maschine in Säcke eingefüllt oder aber unmittelbar mit dem hinreichenden Gebläseventilator in das zur Aufbewahrung des Häfels bestimmte Schemmenfach gelassen. Selbst für größere Entfernungen kann das geschichtene Häfel mit dem Ferngebläse gefördert werden. Für Großbetriebe, die größere Mengen Stroh zum eigenen Verbrauch oder zum Verkauf verdrängen, kommt nur die eben ausdeutend beschriebene Dampfsäffelmachine in Frage, deren Vorteile klar auf der Hand liegen.

## Kleintierzucht.

### Die Ziegenzucht im Mai.

Die Lämmer sind teils schon abgesetzt, teils geschieht es im Laufe des Monats, und die Milchabgabe beginnt in vollem Umfange. Schwachlämmer sollen nicht älter als 4 Wochen werden. Das Fleisch

ist am wohlbedenklichsten, wenn die Tierchen nur Vollmilch bekommen haben. Bödchen werden auch wohl kastriert und im Herbst als gemästete Tiere geschlachtet. Für unsere Volksernährung ist es unstreitig von größter Bedeutung, daß möglichst viele weibliche Lämmer aufgezogen und später als Milchziegen eingestellt werden. — Die in diesem Monat meist schon beginnende Grünfütterung befördert die Milchabsonderung ganz ungemein. Bei dem Übergange sei man vorsichtig und gebe immer etwas Trodenfutter zwischendurch, da sonst leicht Durchfall mit tödlichem Ausgange sich einstellt. Ebenso darf das Grünfutter niemals, besonders in feuchtem Zustande, längere Zeit in festen Häufen lagern, sondern muß locker hingehütet werden. Kräuter, die im Schatten, also auch unter dichten Bäumen, gewachsen sind, haben weniger Nährwert. — Beim Melken verfähre man sorglich und beachte vor allen Dingen peinlichste Sauberkeit. Erstlinge müssen erst an das Melken gewöhnt werden. Man werde niemals ungeduldig und lasse sich vor allem nicht zu einer rohen Behandlung der Tiere hinreißen. Wollen diese gar nicht stehen, so ist oft eine gelinde Prüchtigung mit einer dünnen Rute nicht zu vermeiden, jedoch darf das niemals Regel werden. Empfindsame garte Euter sind mit besonderer Sorgfalt zu behandeln, um ein Wundwerden zu verhüten. Ist letzteres aber eingetreten, so setze man die melkende Hand mit Öl oder Schmalz ein, auch das Euter muß dann eingeseift werden. Wird die Milch nicht gleich geschleudert, ist sie in einem hellen, luftigen Raum reich abzukühlen, um die Bildung von gereizenden Bakterien zu verhüten, wie solches vornehmlich bei warmer Witterung reich geschehen würde.

### Unzulagen des Mutterfischweines.

Besonders die kleinen Ferkel haben häufig darunter zu leiden und müssen nicht selten die schlechte Laune der Mutter mit dem Leben büßen; aber auch Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit des Fächters tragen oft die Schuld an den Verlusten. Das Fressen der Jungen durch die Mutter ist wohl der größte Übelstand und muß durch vorbeugende Maßnahmen begegnet werden. Während der Trächtigkeit schon hat die Verfüterung von Fleisch oder Fleischmehl zu unterbleiben. Totgeborene Ferkel sowie die Nachgeburt sind rechtzeitig zu entfernen, damit dem Muttertiere dadurch nicht der Appetit nach mehr gereizt wird und ihr dann die überlebenden Jungen hierzu gerade gut genug erscheinen. Häufig sind auch die späten Fäbne der Ferkel die unzulübige Ursache die den Anmut der Mutter hervorrufen. Durch dieselben wird das Gesäuge der Sau verletzt bzw. werden ihr Schmerzen bereitet; sie beißt deshalb wütend um sich, und was ihr dann zwischen die Fäbne kommt, wird häufig totgebissen und getreten. Vorsichtshalber untersucht man deshalb zeitigen die Fäbne der Ferkel, zwicht mit einer Zange die Spizen ab und seift sie stumpf. Hat ein Mutterfischwein bereits Vorliebe für junges Schweinefleisch gezeigt, so schmirt man vorsichtshalber die jungen Ferkel wohl mit Kreolin ein. Auch durch Totdrücken der Ferkel seitens der Mutter sind nicht selten Verluste zu beklagen. Meistens trägt lange Streu, in die sich die kleinen Tiere verirren, die Schuld daran. Mutter und Ferkel verlieren einander aus den Augen, und wenn dann die Sau sich an einer Stelle niederläßt, an der die Ferkel sich versteckt haben, geht es ohne Verluste nicht ab. Kurze Streu oder das Aufstellen einer kleinen Hütte, in der die Ferkel Unterschlupf finden, sind die besten Vorsichtsmaßregeln, um ein Totdrücken zu verhindern. Auch das Anbringen einer Latte in einiger Entfernung von der Wand, hinter welche sich die jungen Tierchen flüchten können, ist zu empfehlen.

## Süßige Gae.

### Gespräche.

Die Gnädige: „Bitte Amt!“  
 Das Fräulein: „Ich verbinde!“  
 Die Gnädige (erschauert): „Halt! Halt! Ich habe ja noch nicht.“  
 Das Fräulein: „Der Teilnehmer meldet sich nicht!“  
 Die Gnädige (leuchtend): „Aber ich will ja...“  
 Das Fräulein: „Bitte drängeln Sie doch nicht so! Amt Stein plah meldet sich nicht.“  
 Die Gnädige: „Aber ich will ja gar nicht...“  
 Das Fräulein: „Wenn Sie nicht telefonieren wollen, dann hängen Sie doch, bitte, an. Unerhört! Schluß!“

\*

Der Herr: „Bitte Amt!“  
 Das Fräulein: „Welches Amt?“  
 Der Herr: „Ganz gleich, geben Sie mir, was Sie gerade da haben!“  
 Das Fräulein: „Mein Herr, zu solchen Späßen haben wir keine Zeit! Welches Amt wollen Sie?“  
 Der Herr: „Also gut, Wilhelm, Zentrum oder Lüchow, was gerade frei ist!“  
 Das andere Fräulein: „Hier Wilhelm!“  
 Der Herr: „Geben Sie mir mal eine Nummer, die frei ist.“  
 Das andere Fräulein: „Was wünschen Sie denn?“  
 Der Herr: „Na, irgendeine freie Nummer, 999, 1010, 4242 oder sonst eine.“  
 Eine Stimme: „Hier 999!“  
 Der Herr: „Ausgezeichnet! Entschuldigen Sie nur! Ich habe nämlich heute Telefonanschluß gekriegt, und da wollte ich mal sehen, obs geht! Danke schön!“

# Merseburger Anzeiger

Er erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreis: Vierteljährlich 3,10 Mk.; durch den Posten frei ins Haus 3,30 Mk.; durch die Post 3,30 Mk. auswärts Beleggeld; durch unsere Vertreter auf dem Lande 3,50 Mk. Einzelnummer 10 Pf. Geschäftsstelle: Kleine Mitterle. 3.

Neueste Nachrichten für Stadt und Kreis Merseburg

Anzeigenpreis: Für die einseitige Belegzeit oder deren Raum 30 Pf. im Vorauszahlungs- und Druckkosten und Nachdruckkosten 30 Pf. mehr. Anzeigenfrist ohne Verbriefung. Schluss der Anzeigenannahme: 9 Uhr vormittags. — Telefon Nr. 524. —

Nr. 106

Sonntagabend, den 17. Mai 1919.

45. Jahrg.

## Die Kolonien im Wilson-Programm und in den Friedensbedingungen.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß in dem Entwurf der Internationalen besonders darauf hingewiesen worden ist, wie ungerecht die Sozialisten aller Länder den Raub der deutschen Kolonien empfinden. Nicht nur die Sozialisten, sondern die Neutralen überhaupt, soweit sie sich von den Gründen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit leiten lassen, haben übereinstimmend die Unvereinbarkeit des Wilson-Programms mit dem Kolonialraub hervor. Das gilt für die Schwedler, für die meisten holländischen und auch selbst für norwegische Völker. Wie stark gebunden, die in Deutschland jetzt verhafteten Völker, wie stark gebunden die in den Kolonien anwesenden deutschen Staatsangehörigen, die Reichskolonialminister Dr. Bell hat in einer Berliner Kundgebung einmal nachgewiesen, wie wenig sich Wilsons Grundzüge vertragen mit den Artikeln 119—127 der Friedensbedingungen. Zugunsten der hauptsächlich alliierten und assoziierten Mächte verleiht Deutschland auf seinen eigenen Übersee-Besitz, d. h. es soll schmachvoll zu diesem Verzicht gezwungen werden. Alles bemehliche und unbemehliche Staatseigentum soll ohne Entschädigung auf die Mandatarstaaten übergehen, die indessen keinen Teil der Schuldenlast des Reiches übernehmen.

Wilson hat in seiner Kundgebung vom 8. Januar 1918 hervorgehoben: „Wir wünschen Deutschland einen gleichberechtigten Platz unter den Völkern der Welt.“ Wo liegt dieser Platz, wenn alle Mandatarstaaten die in den Kolonien anwesenden deutschen Staatsangehörigen ausweisen können, wenn die deutsche Regierung alle Rechte und Souveränität deutscher Staatsbürger in irgend einer öffentlichen Kolonialunternehmung aus eigenen Mitteln erwerben und dann an die Alliierten abtreten muß? Wie vertragen sich diese Artikel weiter mit dem „Geiste selbstloser und uneingeschränkter Gerechtigkeit“ und mit jenen unabweislichen Sätzen des vereinten Wilson-Programms: „Es soll weder Annexionen noch Schädigungen noch Strafmassnahmen gegen die Schwächeren geben. Wir müssen mit dem Kolonialminister aus dem Entschiedenem den Vorwurf zurückweisen, daß wir durch unsere Eingebungen die Kolonien auf Willkür der Sieger und Willkür der Besiegten zu teilen.“ Unter kolonialen Gezeiten ist kein, und wir können es gut und gern mit denen unserer Gegner vergleichen. Die Haltung der Eingebungen vor und während des Krieges ist der beste Beweis dafür, daß wir die Eingebungen durchaus noch den Grundsätzen der Menschlichkeit behandelt haben. Wir brauchen eine Ausprägung nicht zu scheuen, denn die kolonialen Völker von Indien, Ägypten, Persien und vom Congo stehen im Schuldenloos unserer Gegner.

Wir brauchen Kolonien, um unsere Bevölkerung Arbeit zu geben. Wir brauchen sie, weil wir Arbeitskräfte und Rohstoffe brauchen. Und wir verlangen Kolonien nach den Grundsätzen des Wilson-Programms und aus dem Gesichtspunkt heraus, daß wir dauernden Ansporn auf praktische Mitwirkung an der Aufgabe aller Kulturstaaten zur Aufwärtsentwicklung unentwickelter Völker haben.

## Der Gewaltfrieden.

Die Regierung bleibt fest!

Die „Tägliche Rundschau“ behauptet, Anhaltspunkte dafür zu haben, daß die Regierung in ihrem „Plan“ gegenüber den feindlichen Friedensbedingungen in manchen Punkten von unauflöslicher Stelle weit dazu entfernt, daß davon keine Rede sein dürfte. Das scheint bei völligem Einverständnis der Regierung mit den alliierten Mächten, im Sinne der vom Ministerpräsidenten bei seiner Rede vor dem Nationalversammlung vertretenen Politik, weiterzuentwickeln bis zum letzten.

Die Sitzung des Reichskabinetts. Am Donnerstagvormittag lagte eine Kabinettsitzung, in der neben einigen laufenden Angelegenheiten insbesondere die territorialen Fragen des Friedensvertrages erörtert wurden. Dabei wurde auch mit Verweisung festgestellt, daß die gewissenhaften Bundesgenossen gegen die Gewaltfrieden der Entente nicht eine förmliche Kritik der persönlichen Politik des Reichspräsidenten ausgearbeitet sind.

Clemenceau lehnt die deutschen Arbeiterrechtsvorschlüge ab. Der deutschen Delegation in Versailles ist am 14. Mai nachstehende



18. 14. Mai 1919.

### Vollstimmige Entscheidung über den Frieden?

Berlin, 16. Mai. (Vrn.-Tel.) Die „Germania“ mittelschäftigt sich des Reichskabinetts nach wie vor mit dem Plan einer Vollstimmigen Entscheidung über den Frieden. Die Bedingungen nicht formuliert werden. Eine Entscheidung ist noch nicht erfolgt worden. Auch die Fraktionen der Nationalversammlung hielten Besprechungen ab.

### Einberufung des Friedensausschusses.

Berlin, 16. Mai. Der Friedensausschuß der Nationalversammlung wird am Sonntag den 17. Mai, nachmittags 5 Uhr, im Reichsjugendministerium in Berlin wieder zusammentreten.

### Die Friedensbedingungen für die Türkei fertiggestellt.

Gené, 16. Mai. Pariser Meldungen zufolge ist der Friedensvertrag für die Türkei fertiggestellt. Er sieht die Erklärung Konstantinopels an einer freien Stadt unter Aufsicht des Völkerbundes vor.

### Das Arabien-Problem.

Verailles, 16. Mai. (Vrn.-Tel.) In der Abreisezeit scheint es zu einer Einigung gekommen zu sein. Die in Frage kommenden Gebiete, so auch Sines, sollen zu annektierten Teilen an Italien und Syrien abgetreten werden.

### Eine Entente-Expedition gegen Petersburg?

Verailles, 16. Mai. Die Pariser „New York Herald“ meldet, daß ein Ausbruch für die Entente-Expeditionen gegen die von der Friedenskonferenz eingeleitet wurde. Es wurde beschlossen, daß eine alliierte Flotte in die Ostsee geschickt wird und eine Anzahl internationaler Infanterieabteilungen gelandet wird. Beabsichtigt der Zweck dieser Expedition amtlich noch nicht bekanntgegeben worden ist, liegt doch Grund zur Annahme vor, daß eine Operation gegen Petersburg stattfinden soll, da Admiral Koltschak darauf besteht, daß man den Finnen nicht erlauben dürfe, gegen Petersburg zu ziehen.

### Polen erhält seine Handelschiffe.

Paris, 16. Mai. (Vrn.-Tel.) Der Rat der vier Handelsminister hat das Entziffern der Polen um Gewährung eines Teiles der deutschen Handelschiffe abgelehnt.

in Washington tagen soll, die wichtigsten Fragen, die auf der Gewerkschaftskonferenz in Bern verhandelt wurden. Die Gewerkschaften werden an erster Stelle der Konferenz in Washington teilnehmen, und sie wird nach bestimmten Dingen abgehandelt werden, die die Fortsetzung ihrer Beschäftigung vorzuziehen, jedoch unter der Voraussetzung der Zustimmung der internationalen Konferenz, die in der nächsten Woche beginnt. Der Entwurf eines Abkommens über internationale Arbeiterrechte, den die deutsche Regierung vorbereitet hat, weiß eine Note an. Er enthält keine Bestimmungen, die die Vertretung der Arbeiter auf der internationalen Konferenz vorsehen, die er in seinem Artikel 7 vorzuziehen. Er sieht auch in folgenden Punkten den Bestimmungen des Teiles 13 der Friedensbedingungen nach: a) Fünf Jahre werden als arbeitsfreie Zeitraum zwischen zwei Sitzungen festgesetzt (Artikel 7). Die Friedensbedingungen schlagen ein Jahr vor (Artikel 38). b) Jedes Land vertritt über eine Stimme (Artikel 7). Die Friedensbedingungen sprechen jedem Delegierten eine Stimme zu, aber es ist eine Regierung, die Arbeitgeber oder die Lohnarbeiter vertritt (Artikel 39). c) Die Beschäftigten sind nur dann bindend, wenn sie von einer Majorität angenommen sind, die vier Fünftel der bei der Abstimmung teilnehmenden Länder umfaßt (Artikel 7). An den Friedensbedingungen ist nur eine Majorität von zwei Dritteln der bei der einstimmigen Abstimmung abgewählten Sitzungen zur Annahme eines Beschlusses oder eines Entzifferns durch die Konferenz nötig (Artikel 40).

Die alliierten und assoziierten Regierungen sind daher der Meinung, daß ihre Entscheidungen der Sache Rechnung tragen, die die deutsche Delegation hinsichtlich der lokalen Gerechtigkeit ansetzt, und daß diese Entscheidungen die Gewähr für die Vertiefung von Meinungen, auf die die Arbeiterklasse mehr denn je ein Recht hat nach der harten Welt, die der Welt während der letzten fünf Jahre angesetzt worden ist.

Gemeinigen Sie, Herr Präsident, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung. (gez.) C. Clemenceau.

Dieses Dokument ist zünftig. Clemenceau. Die Alliierten lehnen das Wilson-Programm ab. Die deutsche Delegation hat in dem Entwurf eine breitere Raum zugewiesen, als, besonders der abschließlichen Entscheidung der Regierungen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn Herr Clemenceau die Arbeiterpolitik der Alliierten durch die ausdrückliche Bestimmung ihre Arbeitslosigkeit vor den Kopf schlägt.

Entscheidend wichtig hingegen ist für uns die Tatsache, daß Clemenceau in seiner Antwort dem „Entwurf“ der Friedensbedingungen, nicht nur dem „Entwurf“ beifolgt, sondern auch ein erläuterndes Memorandum, das die Arbeiterklasse der Regierungen der alliierten Mächte anerkennen. Denn: ein Entwurf ist nichts unabweisliches.

### Die Arbeiten der deutschen Delegation.

Wie aus Versailles gemeldet wird, wird dort mit einem Eifer gearbeitet, der deutlich zeigt, daß die Delegation keineswegs geneigt ist, die Hoffnung auf Änderung des Vertrages aufzugeben. Sieben Notizen sind dem Rat der Vier bereits überhandt worden, von denen die sechste über die wirtschaftlichen Folgen des Vertrages von Dr. Melchior ausgearbeitet ist und nach Inhalt und Fassung ganz ausgezeichnet genannt werden muß. Eine achte Note über die Frage des Vorkriegsrechts nach dem Versailler Vertrag, werden. In der Zusammenkunft der Delegation nach die eine Änderung bemerkbar. Täglich kommen immer mehr Diplomaten und Sachverständige an, während die führenden Politiker und ihre Mitarbeiter vorläufig nach Deutschland zurückgekehrt sind.

Die Beratung der deutschen Gegenvorschlüge. Paris, 16. Mai. Der Vorkriegsrat hat 15 Gegenvorschlüge erlassen, die aus einem Material für die der vier Großmächte bestehen. Die Einträge der Deutschen gegen den Friedensvertrag zu beraten. Polen hat vom Rat der anwesenden Minister verlangt, daß die deutschen Kriegsgefangenen befreit werden sollen.

## Ein Parlament des deutschen Ostens.

Paris, 16. Mai. Der Deutsche Vorkriegsrat für Westpreußen läßt folgende Mitteilung ergehen: „Die Gefahr, die sich durch den wachsenden Friedensbedarf der Entente für den deutschen Osten so richtig groß ergeben hat, macht besondere Maßnahmen erforderlich. Die gesamte deutsche Bevölkerung des Ostens ist sich einig, daß diese Friedensbedürftigkeit unannehmbar ist. Da aber Gefahr besteht, daß die Polen entgegen dem Willen der deutschen Bevölkerung zu Gewaltmaßnahmen übergehen wollen, so ist eine Vorbereitung zum Widerstand erforderlich. Unter Wille muß ausgedrückt sein. Um hierüber eine Klärung herbeizuführen, hat der Deutsche Vorkriegsrat für Westpreußen eine Zusammenkunft der deutschen Bevölkerung des Ostens und der Vertreter der Parteien, Behörden und Militärs nach Danzig einberufen. Die Zusammenkunft sollte, daß der Wille zu einem Widerstand gegen eine gewaltsame Aufdrängung der unannehmlichen Friedensbedürftigkeit in allen Teilen der Provinz vorhanden ist. Es wurde deshalb beschlossen, eine Art Parlament des deutschen Ostens einzusetzen, das die Maßnahmen der nächsten Zeit zu beschließen haben sollte. Nach langer Verhandlung wurde ein Ausschuss gewählt, der mit dem Reichskommissar für den Osten Winig die Lage besprechen und ihn anfordern soll, sofort die Vertreter der Disziplinierung in der Nationalversammlung und in der preussischen Landesversammlung nach Danzig einzuberufen.“

## Foch in das rheinische Hauptquartier abgereist.

Paris, 16. Mai. (Vrn.-Tel.) Marschall Foch ist von hier nach dem rheinischen Hauptquartier abgereist, um die geänderten Zusammenhänge für den Fall, daß Deutschland nicht unterwirft, sofort durchzuführen zu können.

## Militärische Aktion Italiens und Griechenlands im Mittelmeer.

Amsterdam, 16. Mai. Die englische Presse weist darauf hin, daß sowohl Italien wie Griechenland im Adriatischen Meer, die beiden Hauptstützen der Neutralen, die Friedenskonferenz vor vollendete Tatsachen zu stellen.

## Ein neuer Generalfeldzug in Italien.

Anno, 16. Mai. In der Provinz Mantua legen sämtliche Sanabattler, etwa 15 000, die Arbeit nieder.

## Eine Aktion der Neutralen?

Amsterdam, 16. Mai. Die von untrügerischer diplomatischer Seite berichtet wird, werden die Neutralen eine Aktion in der Richtung der Neutralen zu unterstützen. Sie wollen ihren Willen bekunden, daß sie bei der Einbindung zum Widerstand nur dann Folge leisten, wenn die Wilsonschen Grundzüge, die in den 14 Punkten niedergelegt sind, in ihrer Ausführung garantiert sind, die Neutralen glauben, daß nur die sichere Annahme der Wilsonschen Grundzüge ihnen jene Vorteile und Vorteile garantieren würde, die ihnen als Zielsetzung in Aussicht gestellt werden. Auch verlangen die Neutralen die Durchführung dieser Grundzüge als Gegenleistung für ihre zu übernehmenden Verpflichtungen. Ferner wird in diplomatischen Kreisen im Haag berichtet, daß Holland, die Schweiz und Schweden einen diplomatischen Schritt bei der Entente in Aussicht genommen haben, um die Rückgabe der deutschen Kriegsgefangenen zu verlangen.

## Ein französischer Anschlag bei Süd.

Frankfurt, 16. Mai. Die französische Militärverwaltung in Süd hat eine Bekanntmachung erlassen, daß sie in den nächsten Orten einen 900 Mann starken Flugplatz auf 15 Jahre zu pachten sucht.

## Verhandlungen im Hauptquartier Fochs.

Die „Daily Mail“ meldet aus Paris: Die militärischen Vertreter der Alliierten haben sich in Versailles nach dem Hauptquartier begeben.

Trochungen mit schärferen Bedingungen. Die „Times“ melden aus Paris: Sollen die Deutschen eine Wiederkehr verhindern, so ist der Friedensvertrag hinsichtlich und Deutschlands nicht nur schärfere und härtere Bedingungen festzusetzen. Man fährt in Paris fort, damit zu werden, daß im Falle der Begegnung Deutschlands, die unmöglichen Friedensbedingungen anzunehmen, der Einmarsch in Deutschland nicht auf den Westen beschränkt werden.

## Frankenrische Kriegsstelle.

Köpenhagen, 16. Mai. „Politiken“ veröffentlicht eine Unterredung eines Pariser Korrespondenten mit einem führenden französischen Staatsmann, der aufsehenerregende Mitteilungen über das neuere Anwachsen der Kriegsbewertung in Frankreich enthält. Der französische Staatsmann redet, daß die Chance für den Sieg über das Reich des Krieges in den nächsten Wochen 90 zu 100 lände. Die Gesamtheit in Paris dürfte aber den Ernst der Situation nicht hinreichend. Es sei anzudeuten, daß die französische Kammer einen Friedensvertrag, der erleichterte Bedingungen vorziehe, ratifizieren werde, da er den Dankesakt Frankreichs bezeichnen würde. An eine Separation der freigebliebenen Elemente sei nicht zu denken, da in der Umgebung von Paris sich vier Armeekorps befinden, um jeden Widerstand gegen die Politik der Regierung zu unterdrücken. Der Plan für die Fortsetzung des Krieges ist bis in die kleinsten Einzelheiten von hoch festgelegt. Völkervertrag, erklärte der französische Politiker am Schluss, ist in Frankreich die Unmöglichkeit mit Wissen, da seine Haltung völlig festzuhalten ist.

Ausführung des Großen Hauptquartiers verfahren. Frankfurt, 16. Mai. Die Deutsche Presse vom unerschütterlichen Geistes von Berlin erlösen haben will, sind in den letzten Tagen die Gegenüberstellungen auf die doppelte Stärke ihres bisherigen Standes gebracht worden. Die Auflösung des Großen Hauptquartiers in Koblenz ist vorläufig beschlossen worden.

## Riefentundgebung in Berlin.

Außenminister Oberst und Schiedemann. In einer tiefen Kundgebung, wie sie Berlin nur selten gesehen, gehalten die Protestversammlung gegen den Gewaltfrieden, die der